

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 1

Artikel: Wir stehen im Geruche von Moraltanten, sind wir es wirklich? : Eine ehemalige Fürsorgerin erzählt
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir stehen im Geruche von Moraltanten, sind wir es wirklich?

Eine ehemalige Fürsorgerin erzählt . . .

von * * *

Ich habe kürzlich eine kleine Episode erlebt. Es war am Sonntagmittag. Mein Mann ließ – wie das gelegentlich vorkommt – auf sich warten. Er hatte wohl Freunde getroffen. Normalerweise habe ich für so etwas durchaus Verständnis. Aber an jenem Sonntag wurde ich böse. Der Reis verkochte, das Fleisch wurde zu weich, und der Uhrzeiger rückte unbarmherzig vorwärts. Wir hatten auf den Nachmittag einen Ausflug geplant. Schließlich setzte ich mich an den Tisch und begann allein zu essen. Als mein Mann dann bald danach heimkam und mir einen Versöhnungskuß geben wollte, habe ich wütend mit der Serviette auf den Tisch geschlagen und geschimpft. Er schaute mich einen Moment lang erstaunt an und begann völlig unerwartet herzlich zu lachen. Dann nahm er mich begeistert in die Arme und stellte fest, daß ich nun endlich einmal «normal» sei. Sonst wäre ich meistens so

beherrscht und bereit, mich in jede Situation einzufühlen, daß er nie recht wisse, ob er eigentlich eine Fürsorgerin oder eine Frau geheiratet habe.

Eine andere Begebenheit, in der eine Fürsorgerin und ein Mann vorkommen, hat mir meine junge hübsche Kollegin Rita erzählt. Sie wartete an einem schönen Sommerabend, als Geschäfte und Betriebe längst geschlossen hatten, aufs Tram. Ein Bänklein in der Nähe lud zum Sitzen ein. Nicht lange nachdem Rita Platz genommen hatte, kam ein junger Mann. Es entwickelte sich folgender Dialog:

«Frölein, gälled Si, es isch en schöne Obig?»

«Mhm.»

«Mer möcht am liebschte ufeme Bänkli sitze blibe oder e chli go spaziere.»

– Pause.

«Hend Si au Firobig?»

«Ja natürlich.»

«Was schaffed Si, Frölein?»

«Ich bi Fürsorgeri.»

– Kurze Pause.

«Entschuldigid Si Frölein, aber ich mueß zum Zahnarzt.»

Der junge Mann stand eilig auf und verschwand in Richtung Stadt.

Ein anderes Mal saß ich neben einem Gemeindepräsidenten im Auto. Er lobte eine Kollegin außerordentlich. Sie sei tüchtig, leiste eine Riesenarbeit und habe große charakterliche Vorzüge. Als er sehr viel Gutes aufgezählt hatte, fügte er in seinem schönen Dialekt bei: «Aber denn ebbe zum hiirate, das wär si de nid.»

Das wären also wir Fürsorgerinnen. Ein bißchen beängstigend und meist zu tüchtig. Ich muß zwar gestehen, daß ich mir selber in meiner Arbeit überhaupt nie tüchtig vorgekommen bin. Oft war ich trotz Ausbildung und Berufserfahrung ziemlich hilflos, und an manchem Abend habe ich Mißerfolge für mich buchen müssen. Gelegentlich konnten aber auch Lösungen gefunden werden. Das war dann immer sehr schön.

Kleinigkeiten, die Erfolg und Mißerfolg der Arbeit ausmachen

Im Bauerndorf F., von dem man sagt, daß jeder Nachbar wisse, was der andere im Kochtopf habe, wohnte Frau P. Sie war verwitwet und sorgte mühsam für ihren fünfjährigen Hans. Nun hatte aber Hans ein schweres Sprachgebrecchen. Ich war durch die Kindergärtnerin darauf aufmerksam gemacht worden. Der Bub sollte unbedingt in ein Sprachheilheim gebracht werden. Die Kindergärtnerin hatte bereits mit der Mutter darüber gesprochen und ihr gesagt, daß wahrscheinlich finanzielle Hilfe zu finden sei. Frau P. hatte sich aber sehr abweisend verhalten. Deshalb schrieb ich ihr und fragte sie, ob sie nicht auf der Fürsorgestelle vorbei kommen möchte. Ich vermutete, daß sie meinen Besuch in ihrer Wohnung nicht sehr schätzen würde. Das war wirklich so. Frau P. kam zur festgesetzten Zeit in die nahe Stadt. Sie drehte meinen Brief in der Hand und fragte, ob wir immer Couverts ohne Aufdruck verwendeten. Sie schien außerordentlich großen Wert auf Diskretion zu legen. Ich

Schweizerische Anekdote

Zu meinen guten Bekannten gehörten – sie sind leider beide schon gestorben – zwei Regierungsräte, die in zwei verschiedenen Kantonen das gleiche Departement verwalteten. Nach einer schweizerischen Konferenz dieser Direktionsvorsteher, die in einem Landsgemeindekanton stattgefunden hatte, wußte mir der eine dieser Herren – nennen wir ihn einmal Herrn Sowieso – zu rühmen, daß der Landammann jenes Ortes ein junges, knusperiges Töchterchen habe, das er mit meinem andern Bekannten – er möge Herr Soundso heißen – am Abend nach Hause begleiten durfte; beide hätten sich um einen Kuß bemüht, aber er, Sowieso, habe den Sieg davongetragen. Als ich einige Zeit später dem Herrn Soundso wieder begegnete, erzählte er mir genau die gleiche Geschichte, nur mit dem Unterschied, daß er den Kuß bekommen habe und sein Konkurrent das Nachsehen hatte.

Zwei oder drei Jahre später lernte ich auch den Landammann jenes Landsgemeindekantons kennen, und da stach mich der Hafer, zu erfahren, welche der Versionen der Kußgeschichte nun wohl den Tatsachen entspreche. Ein feines Lächeln kräuselte den Mund des Herrn Landammanns, als er mir die Auskunft erteilte: «Mit dem Heimbegleiten stimmt es, und den Kuß mag ich beiden von meinen Kollegen gönnen. Geirrt haben sie sich nur, wenn sie glaubten, es sei mein Töchterlein; es ist mein Dienstmädchen gewesen.»

A. H.



gewann rasch den Eindruck, daß sich Frau P. über die Notwendigkeit des Sprachheilunterrichts für Hans durchaus klar war. Sie war einsichtig genug, um sich ernstliche Sorgen zu machen. Ich sagte ihr, welches Heim in Frage käme, zeigte ihr Bilder davon und forderte sie auf, vielleicht an einem der nächsten Sonntage einen Besuch zu machen. Dann stellte ich einen provisorischen Finanzierungsplan auf. Ich rechnete bestimmt mit Beihilfen von öffentlichen und privaten Stellen, da Frau P. unmöglich für die ganzen Kosten selbst aufkommen konnte. Zu meiner großen Überraschung stand dann aber Frau P. ziemlich unvermittelt auf und sagte, daß sie sich alles anders überlegt habe. Sie ging und wollte nichts mehr von einer Sprachheilschule wissen. Ein Brief, in dem ich nochmals auf die Dringlichkeit der Behandlung hinwies, blieb unbeantwortet. Ich hatte bald nachher wieder in F. zu tun. Eigentlich wäre ich gerne bei Frau P. vorbeigegangen, doch wagte ich das nicht, ohne mich vorher angemeldet zu haben. Zufällig traf ich dann aber Frau P. auf der Straße. Sie fragte, ob ich bei Meiers mit dem geisteschwachen Kind gewesen sei. Und Herrn Huber, der schon lange krank liege, habe ich doch sicher aufgesucht und Geld gebracht. Ich wurde ungehalten über diese Ausfragerei und gab natürlich keinerlei Auskunft. Zwei Tage später war ich ziemlich erstaunt, einen Brief von Frau P. vorzufinden. Sie habe sich die Sache mit dem Sprachheilunterricht nochmals überlegt. Sie möchte Hans anmelden, wenn ich die Finanzierung regeln könne. Was war geschehen? Ich vernahm später, daß Frau P. ihrem sterbenden Manne in Anwesenheit von Zeugen versprochen hatte, alles daran zu setzen, um sich und ihr Kind ohne fremde Hilfe durchzubringen. Nun fürchtete sie, daß man im Dorf von der Unterstützung hören würde. Und deshalb entschloß sie sich erst für die Behandlung des Kindes, als sie sich überzeugt hatte, daß keine Indiskretionen vorkommen würden.

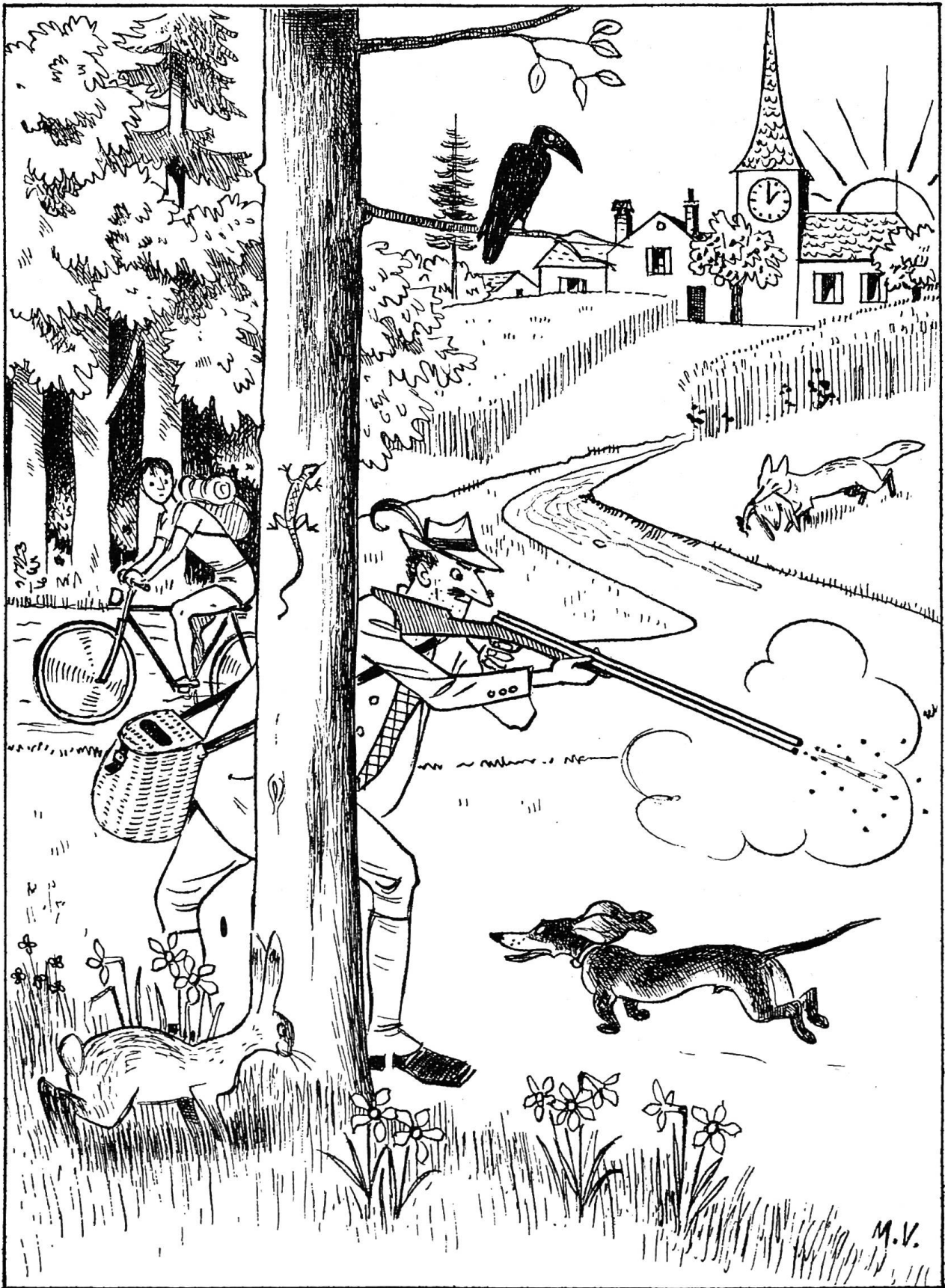
Schwieriger lag die Sache im Fall von Familie S. Frau S. lernte ich kennen, als sie kam, um ihren Ältesten, den elfjährigen Peter, für die Ferienkolonie anzumelden. Während mir die Mutter ausführlich erzählte, wie nervös, verfahren und mühsam Peter sei, saß dieser selig in der Spielecke und schaute ein Bilderbuch an. Ich war schon dabei, Frau S. aus dem Büro herauszukomplimentieren, als mich die-

ses Mißverhältnis zwischen ihren Beteuerungen und der augenfälligen Wirklichkeit stutzig machte. Frau S. schien bei weitem erholungsbedürftiger zu sein als ihr Sohn Peter. Ich begann mich deshalb vorsichtig weiter vorzutasten und vernahm im Verlauf des Gesprächs, daß Frau S. noch drei kleinere Mädchen habe. Ihr eigentliches Sorgenkind war die sechsjährige Ruth. Sie war mit einem Wasserkopf zur Welt gekommen und lag seit ihrer Geburt apathisch im Stubenwagen. Die Mutter hatte das Kind mit rührender Hingabe immer selbst gepflegt. In der letzten Zeit begann diese Aufgabe aber zweifellos ihre Kräfte zu übersteigen. Herr S. hatte längst erfahren, daß die restliche Familie unter dieser ständigen Überforderung der Kräfte der Mutter leiden müsse. Er hatte seiner Frau vorgeschlagen, Ruth in ein geeignetes Pflegeheim zu geben, aber Frau S. wollte nichts davon wissen. Die Sorge des Vaters war durchaus berechtigt. Ich konnte bald einmal feststellen, daß die andern drei Kinder verwahrlosten, weil die Mutter ihre ganze Kraft für Ruth aufbrauchte. Auch mir schien ein Pflegeheim die einzig mögliche Lösung. Es war ein sehr langer und mühsamer Weg, bis Frau S. innerlich bereit war, diese Lösung zu akzeptieren. Ich wollte und mußte den ganzen Reifungsprozeß dazu mitmachen. Oft schien es mir fast unverantwortlich, während langer Stunden neben Frau S. zu sitzen und zuzuhören, wie sie immer wieder die gleichen Argumente gegeneinander abwog. Ich wußte aber, daß es der einzig mögliche Weg war, sie zu dem Entschluß zu bringen, den ihr niemand abnehmen konnte. Zum Glück kam dann nach Wochen der Zufall zu Hilfe. Ich war gerade bei Frau S., als Peter weinend mit einem aufgeschlagenen Knie von der Straße kam. Statt zu seiner Mutter zu gehen, suchte er Hilfe bei mir. Das brachte Frau S. schlagartig die ganze Not ihrer andern Kinder zum Bewußtsein. Noch am selben Abend ging sie selber ans Telephon, um Ruth im Heim anzumelden.

Es gibt gelegentlich Leute, die bei der ersten Besprechung sehr offen sind und nachher ziemlich sauer reagieren. So kam ein Herr T. in die Sprechstunde. Er war Künstler und fand einfach keine Möglichkeit zum Broterwerb. Seine Frau, die während einiger Jahre tuberkulosekrank gewesen war, mußte für beide sorgen. Herr T. litt sehr unter diesem Zustand, konnte sich aber nicht dazu entschließen, den

LÜGENBILD

Zeichnung von Marcel Vidoudez



Diese Zeichnung enthält 11 Unmöglichkeiten

Auflösung Seite 8

Lebensunterhalt vorübergehend durch Hilfsarbeiten oder ähnliches zu verdienen. Als Herr T. zu uns kam, befand er sich in einem ausgesprochenen seelischen Tiefstand. Er kam wegen des Gesundheitszustandes seiner Frau und hatte finanzielle Probleme. An jenem Tage verspürte er ein riesiges Bedürfnis zu reden. Ich hörte ihm während fast zwei Stunden zu. Erleichtert ging er weg. Ich hoffte ihn mit zwei bis drei weiteren Gesprächen dahin zu bringen, daß er eine Hilfsarbeit annehmen würde. Sein Vertrauen schien ich gewonnen zu haben. Es erstaunte mich dann sehr, als er bei einem Besuch bei ihm zu Hause direkt abweisend zu mir war. Er blieb auch nachher verschlossen und unfreundlich. Unsere Zusammenarbeit war unersprißlich. Ich hätte natürlich wissen müssen, daß ich als Fürsorgerin einen Menschen nicht unbedingt dazu ermutigen darf, mir seine gesamte Lebensgeschichte zu erzählen. Was in bezug auf die konkrete Notlage wichtig ist, sollte ich wissen. Mehr ist oft nicht von gutem. Herr T., der nach dem ersten ausgiebigen Gespräch offensichtlich böse auf sich war und mir gegenüber Hemmungen hatte, die sich in seinem unfreundlichen Verhalten und der Abweisung äußerten, ist ein typisches Beispiel dafür.

Wie sich Menschen verhalten

Ein großer Teil meiner Arbeit bestand in solchen psychologischen Hilfen. Ich mußte annehmen lernen, daß der bevormundete Trinker böse auf mich war, und wissen, daß er damit nicht mich meinte, sondern seinen Zustand. Ich begriff auch, warum Herr K. aggressiv wurde. Er wollte nicht ins Sanatorium, obwohl seine fortgeschrittene Tuberkulose das einfach nötig machte. Herr K.'s Krankheit war bei einer Reihenuntersuchung in der Fabrik festgestellt worden. Ich erhielt den Auftrag, ihn ins Sanatorium zu bringen. Also meldete ich meinen Besuch bei Familie K. an. Wenn ich je ein Haus mit abweisendem Gesicht sah, so traf das auf jenes von Familie K. zu. Alle Fenster waren zu meinem Empfang dicht geschlossen. Die Vorhänge waren zugezogen, und doch hatte ich das bestimmte Gefühl, genauestens beobachtet zu werden. Die Hausglocke tönte so hohl, daß mich fror. Nach längerer Wartezeit wurde die Tür einen Spalt breit geöffnet, und Frau K. fragte mißtrauisch

nach meinem Begehren. Ich sei die Fürsorgerin, suchte ich zu vermitteln, und komme wegen ihres Mannes. Daraufhin wurde ich eingeladen, doch galt es noch einige gefühlsmäßige Hindernisse zu überwinden, bevor ich in Herrn K.'s Krankenzimmer stand. Der schwerste Teil der Arbeit begann aber erst hier. Herr K. schaute mich zuerst überhaupt nicht an und sagte kein Wort. Dann aber, als ich ihm die Notwendigkeit der Kur klarzumachen suchte, wurde er böse. Er brüllte mich so laut an, daß seine Frau erschrocken ins Zimmer kam. Ich mußte am andern Tag mein Glück erneut versuchen. Herr K. war doch etwas ruhiger. Er hatte wahrscheinlich eingesehen, daß nicht ich die Schuld daran trage, daß er ins Sanatorium müsse. Doch immer wieder, während wir die Wahl des Sanatoriums, die Regelung der finanziellen Belange für Herrn K. und seine Familie und die Reise besprachen, wurde er unvermittelt aggressiv. Es hätte natürlich nichts genützt, im gleichen Ton zu antworten. Es ist nicht einfach, plötzlich vor der Tatsache einer Krankheit zu stehen. Die Ausfälligkeiten von Herrn K. waren zur Hauptsache darauf zurückzuführen.

Ich habe immer gerne Besuche bei Pflege- und Adoptivkindern gemacht. Die Kinder freuten sich meist riesig auf den Besuch und mit den Eltern verbanden uns fast in allen Fällen sehr gute Beziehungen. Ich mußte dann wie eine Tante oder Gotte die Schätze der Kinder Revue passieren lassen. Peter zeigte mir seine Schneckensammlung auf dem Komposthaufen, Margrit die neuen Bäckkleider, die die Großmutter genäht hatte, und der kleine Dieter brachte mir glückstrahlend eine große Glascherbe. Ein bißchen Unsicherheit zeigte sich gelegentlich bei den Pflegemüttern. Mein Besuch hatte immerhin auch Kontrollfunktionen. Es kam deshalb mehr als einmal vor, daß eine Frau eifrig alle Schubladen und Kasten öffnete, weil sie eine Art Inspektion erwartete. So war unser Besuch natürlich nicht gemeint. Aber einmal hatte ich wirklich Mühe herauszufinden, ob das Pflegekind sein eigenes Bett habe. Kinderzahl und Bettenzahl stimmten einfach nicht überein. Frau B. nahm das nicht tragisch. In ihrer breiten mütterlichen Art fand sie, daß die Kinder sich so gegenseitig nur besser warm geben. Wir konnten dann aber den Bettenbestand zur Zufriedenheit aller ergänzen.

Wo ich keine Lösung fand

Schwierig wird die soziale Arbeit vor allem dann, wenn man nicht an die Einsicht des Klienten appellieren kann. Ich denke an die Fälle von Verwahrlosung, Geistesschwachheit oder Psychopathie. In einem Bergtal lernte ich Familie Z. kennen. Es waren neun Kinder da. Das älteste Mädchen, Margrit, besuchte die sechste Klasse. Herr Z. war ein intelligenter, zäher Bauer. Er bewirtschaftete sein Gütchen so rationell wie möglich, war aber bekannt für seinen Eigensinn. Frau Z. hatte etwas fahriges an sich. Daneben machte aber auch sie einen durchaus intelligenten Eindruck. Ich vernahm, daß sie als junges Mädchen in der Haushaltungsschule immer Klassenerste gewesen war. Auch die Kinder der Familie Z. wiesen recht gute Schulleistungen auf. Was auffiel, waren ihre verwahrlosten Kleider. Ich besuchte Familie Z. an einem Frühlingsabend. Es war bereits empfindlich kühl, als ich zum Haus kam. In einer Pfütze neben der Treppe saßen die beiden jüngsten Mädchen. Sie trugen nichts als Pullover und baumwollene Ärmelschürzen, weder Windeln, noch Schuhe noch Höschen. So platschten sie mit ihren blaugefrorenen Beinchen in den Kot. Das Haus selber war ziemlich neu und gut eingerichtet. Doch habe ich nie vorher und nachher etwas ähnliches gesehen. In der Küche lagen wahllos ganze Haufen schmutziger Wäsche. Nasse Windeln begannen zu faulen. Die Fenster waren so dick verschmiert, daß man nicht hinaussah. Die Stube war warm. Doch hauptsächlich rund um den Kachelofen, wo sich der größere Teil der Kinder aufhielt, war ein unbeschreibliches Durcheinander. Unter den Ofen waren alle Schuhe der Familie gestopft, und auf ihm lagen die Strümpfe. Wer etwas brauchte, grub sich einfach zwei Schuhe oder Strümpfe aus dem Haufen. Ob sauber und ganz oder auch noch zusammenpassend spielte weiter keine Rolle. Die Zimmer der Kinder lagen im obern Stock. Neben den ungemachten Betten standen die Nachttöpfe, die allesamt längst überlaufen waren und trotzdem weiter benutzt wurden.

Ich konnte mein Ekelgefühl kaum zurückhalten. Guter Rat war hier deshalb so teuer, weil es ja nicht an den Haushaltungskennntnissen der Mutter fehlte. Natürlich war die Frau überlastet. Die dauernden Schwangerschaften hatten auch noch das ihre beigetragen. Aber

der wirkliche Grund des Mißstandes war doch nicht nur darin zu suchen. Es lag eine tiefe seelische Verwahrlosung vor. Wir versuchten es mit Haushalthilfen und Anleitungen und hatten keinen Erfolg. Erst später habe ich mich gefragt, ob vielleicht ein Psychotherapeut hätte helfen können. Doch selbst, wenn diese Möglichkeit bestanden hätte, so wäre es sehr fraglich gewesen, ob das Verständnis für eine solche Behandlung dagewesen wäre. Wer hätte zum Beispiel die Kosten übernehmen sollen? Sicher konnte man das nicht von den Armenbehörden erwarten.

In einer ähnlich verzweifelten Lage befand sich Lotti R. Sie war noch nicht ganz zwanzig Jahre alt und stand unter Vormundschaft. Wir vermuteten, daß sie schwanger sei. Deshalb schickten wir sie zum Arzt. Lotti kam aber dieser Aufforderung nicht nach. So blieb mir nichts anderes übrig, als an einem Morgen zu ihr zu gehen und sie zu begleiten. Sie lag noch im Bett, als ich kam. Das Gesicht war mit aufgelöster Schminke verschmiert. Es ging fast eine Stunde, bis wir uns auf den Weg machen konnten. Lotti hatte etwas weniger auffällige Toilette gemacht, aber wir erregten trotzdem überall Aufsehen. Ich erlebte damals zum ersten Mal, wie intensiv die Anziehung eines schwachbegabten Mädchens auf Männer der verschiedensten Altersstufen sein kann. Jedenfalls war ich froh, als wir die Arztpraxis erreicht hatten. Ich war selber noch ziemlich jung und fühlte mich diesem Kräftespiel nicht gewachsen. Wir erhielten später vom Arzt Bericht, daß unsere Vermutung richtig war. Lotti war schwanger.

An und für sich ergaben sich daraus keine unlösbaren Probleme. Die eigentliche Schwierigkeit lag in Lotti selbst und in ihrem Hintergrund. Der war das Extremste, was ich in dieser Beziehung kennen lernte. Lotti war als außereheliches Kind zur Welt gekommen. Ihre Mutter war bei der Geburt bereits vierzig Jahre alt gewesen. Sie hatte zwei Kinder vor ihrer Heirat gehabt, fünf als verheiratete Frau und dann nochmals zwei nach dem Tode ihres Mannes. Lotti war das letzte. Ihr Vater, der für sie sorgen sollte, mußte noch für vier andere außereheliche Kinder Alimente bezahlen. Lotti war sexuell haltlos. Aber konnte man denn etwas

Foto: Paul Senn †
Beim Hornussen

anderes von ihr erwarten? Und wie war ihr für ihre Zukunft zu helfen? Ich bin mir bei der Arbeit mit Menschen, die so viele Schwierigkeiten haben, immer vorgekommen wie eine Flickerin an einem sehr schadhafte Leintuch. Man setzt einen Flecken auf, und sofort reißt es daneben. Dann kommt der nächste Flecken, und es reißt wieder. Nicht immer habe ich den Mut aufgebracht, trotz allem auf Erfolg oder mindestens Besserung zu hoffen. Wenn man aber diese Hoffnung nicht mehr hat, dann bekommt die Arbeit etwas von einer trostlosen Tretmühle.

Gelegentlich habe ich aber die Grenzen der sozialen Arbeit auch anders erlebt. Ich denke an jene chronisch kranken alten Männer und Frauen, die ich besuchte. Sie hatten nichts mehr zu erwarten. Ihr Leben war sehr arm und klein geworden. Das schlimmste war wohl, daß sie auch nichts «nützten». Ich hatte mich auf viele Klagen gefaßt gemacht. Ich wußte gut genug, wie knapp die Unterstützung war und wie teuer das Leben. Und dann erlebte ich an ein paar Orten das Wunder. Die Leute erzählten, wie dankbar sie dafür seien, daß sie noch auf dem Bänklein vor dem Hause an der Sonne sitzen können, oder daß jeden Morgen ein kleiner Vogel geflogen komme oder ein regelmäßiger Besuch eines lieben Menschen erwartet werden könne. Sie freuten sich von Herzen über das magere Geschenk, das ich ihnen brachte, und über die halbe Stunde, die ich für sie erübrigen konnte. Es waren durchwegs gläubige Menschen, die in ihrer Not den Weg zu Gott gefunden hatten.

Bei diesen Besuchen habe ich noch eine Erfahrung gemacht, die mir zu denken gab: Die alten unverheirateten Frauen waren fast durchwegs unterstützungsbedürftig, die Männer nur in den Fällen, in denen irgend ein soziales Versagen, wie Trunksucht, Arbeitsscheu und charakterliche Anpassungsschwierigkeiten, vorlag. Wer regelmäßig seiner Arbeit nachgegangen war, konnte fast in allen Fällen für sich selber sorgen. Die kleine Schneiderin, die freie Krankenschwester und die Kindergärtnerin in gewissen ländlichen Verhältnissen aber waren einfach zu schlecht bezahlt gewesen, um für Alter und Krankheit sparen zu können. Mir haben diese Frauen, die trotz des arbeitsrei-

chen Lebens auf öffentliche Unterstützung mit den oft unangenehmen Nebenerscheinungen angewiesen waren, sehr leid getan. Die beste Hilfe leistet man auf die Dauer wohl dann, wenn man verhütet, daß weitere Frauen in die gleiche Lage kommen. Das heißt in dem Fall, daß es mit zur Arbeit der Fürsorgerin gehört, für die Verbesserung der Bezahlung in diesen und ähnlichen Berufen einzutreten. Die Lage der Frauen, die ich besuchte, konnte ich nicht mehr ändern, ich konnte sie höchstens noch ein wenig erleichtern.

Unter Einschluß der Öffentlichkeit

Mir ist es schwer gefallen, anzunehmen, daß es in der sozialen Arbeit nicht einfach darum geht, einem Menschen so gut wie irgend möglich zu helfen, sondern daß immer noch seine ganze Umgebung mit einbezogen werden muß: die vielleicht äußerst sparsame Armenbehörde mit altväterischen Ansichten; die Nachbarn, die nicht einsehen, warum ein alter kranker Mensch ein Radio braucht; die persönlichen Ressentiments der Präsidentin irgend eines Komitees und die ganzen tiefverwurzelten Traditionen des jeweiligen Wohnortes. Man muß abwägen, was dieser Umgebung zugemutet werden kann und was nicht. So kam ich auch einmal in ein Dilemma wegen Knickerbockerhosen, die Walter im Heim für schwachbegabte Kinder, wo er die Schule besuchen sollte, brauchte. Walter stammte aus einem sehr armen Bergdorf. Alle Buben trugen dort lange altmodische Hosen aus massivem Stoff. Niemand würde es verstehen, wenn Walter in den Ferien mit städtischen Knickerbockerhosen nach Hause käme. Man empfand das als Luxus und wußte natürlich, daß Walters Vater sich eine solche Separatanschaffung gar nicht leisten könne. Die Hosen vererbten sich in der großen Familie.

Wenn nun dem Dorf Knickerbockers nicht zugemutet werden konnten, so war es auf der andern Seite unverantwortlich, Walter ohne diese Kleidungsstücke ins Heim zu schicken. Er war ohnehin schon scheu und verschlossen genug. Eine ungewohnte Hose hätte ihn im Kreise der Kameraden vollends zum Außenseiter gestempelt. So kam es, daß ich die anstößigen Knickerbockers während der Ferien immer säuberlich im Schrank verwahrte – als eine Konzession an die «öffentliche Meinung».

Ich habe einmal an einem Beispiel sehr ein-

Foto: Fred Mayer
Die Wartenden

ben solle. Ich besprach mich mit den Pflegeeltern und machte mich sofort auf die Suche nach einem neuen Plätzchen. Das ist eine außerordentlich dornige Angelegenheit. Ich habe mich dabei sogar gelegentlich gefragt, ob der jähzornige Pflegevater, ausgeglichen durch seine mütterliche Frau, nicht all den Unzulänglichkeiten an den andern Orten vorzuziehen sei? Schließlich fand sich aber ein guter Platz. Nun mußte das Kind auf den Wechsel vorbereitet werden. Es durfte seine neue Pflegemutter besuchen und hatte Zeit, sich mit dem Gedanken an die Übersiedlung vertraut zu machen. Im Interesse des Kindes half auch die Frau, bei der es bisher war, bei dieser Vorbereitung, obwohl sie unter dem Verlust sehr litt. Sie behielt auch nach vollzogener Umpflanzung sehr zum Wohle des Kindes eine Art Tantenstellung bei. Das Vorgehen war in diesem Fall sicher richtig. Aber die Nachbarn haben es einfach nicht verstanden. Ich bekam schwere Vorwürfe, weil ich das Kind nicht inert weniger Stunden abgeholt habe. Meiner vorgesetzten Kommission gegenüber konnte ich mich natürlich verantworten. Aber bei andern Leuten hatte ich schon aus Gründen der Diskretion kaum Gelegenheit dazu.

Wenn das Herz durchbrennen will

Manchmal ist mir in der Arbeit das Herz durchgebrannt. Und fast immer mußte ich dann erfahren, daß ich «hereingeflogen» war. An einem Arbeitsplatz hatte ich die Kompetenz, in Notfällen kleinere Beiträge auszuführen. Es kamen dort oft Passanten aus aller Herren Länder vorbei. Die Angaben, die sie machten, waren meist kaum zu überprüfen. So war es auch bei Herrn M. Er sah müde, abgetragen und hungrig aus. Als Ostflüchtling hatte er ein Reisepapier von Holland und wollte nach Genua fahren, um dort die Schiffsfahrkarte nach Übersee in Empfang zu nehmen. Die zuständige Hilfsstelle hatte ihm angeblich die Reise durch Europa nicht finanzieren können. Das schien mir unwahrscheinlich. Deshalb erkundigte ich mich bei der Schweizer Schwesterorganisation und erfuhr, daß das stimmen könne. Ausweise für das Abholen der Schiffsfahrkarte lagen vor. Ich hatte ein ungutes Gefühl, und trotzdem ließ ich mich dazu herbei, dem Mann die Weiterreise zu finanzieren. Zwei Tage später rief mich mein Chef, und ich erfuhr, daß es sich um einen Mann

gehandelt hatte, der sich mit solchen falschen Angaben in ganz Europa herumtreibt. Umgekehrt kam es aber auch vor, daß irgend jemand einen Passanten zu uns brachte und dann nicht verstehen konnte, warum wir für diesen armen Menschen nicht Himmel und Erde in Bewegung setzten. Ich gab jungen Burschen, die Geld zur Weiterreise wollten und keine ihrer Angaben über Krankheit, gestohlene Portemonnaie usw. belegen konnten, meist den Rat, per Autostop weiterzufahren, wie sie ja bestimmt auch gekommen waren. Das tönte in den Ohren von jemandem, der nur ein einziges Mal mit so einem jungen Mann zu tun hatte, sehr hart. Ich sah auf diesem und jenem Gesicht von Begleitern solcher Leute einen empörten Ausdruck und bekam auch die Frage gestellt, wozu wir denn eigentlich da seien, wenn wir ja doch nicht helfen.

Oft weiß man, daß eine Situation für die Beteiligten sehr schwer ist. Man möchte wirklich gerne Partei ergreifen oder einfach nur aus dem Herzen heraus handeln. Doch geht das besonders dann nicht ohne weiteres, wenn das Recht auf der andern Seite steht. Ich habe das im Fall von Max E. erlebt. Er war ein außereheliches Kind. Seine Mutter hatte sich nie groß um ihn gekümmert. Sie war aber Inhaberin der elterlichen Gewalt. Max hatte einen sehr guten Pflegeplatz bei Herrn und Frau V. Er war kein einfaches Kind. Trotzdem haben die Pflegeeltern die Geduld nie verloren und hingen mit aufrichtiger Liebe an ihm. Auch Max schien sie gern zu haben. Als nun der Bub 15 Jahre alt war, begann sich ziemlich unvermittelt die richtige Mutter intensiv um ihn zu kümmern. Sie holte ihn oft ab und führte ihn zu allerhand Unterhaltungen in die Stadt. Max imponierte das begreiflicherweise. Den Pflegeeltern, die schon seit längerer Zeit ganz für das Kind aufgekommen waren, gefiel das natürlich nicht. Sie machten der Mutter Vorhaltungen. Darauf holte diese Max nur noch häufiger. Die Reaktion der Pflegeeltern fiel etwas scharf aus. Daraufhin sagte die Mutter, daß sie Max definitiv zu sich nehmen wolle. Ganz entsetzt kam deshalb die Pflegemutter zu uns. Nie im Leben hatte sie damit gerechnet, daß Max weggehen würde. Ich verstand die Frau sehr gut. Nur zu gern wäre ich auf ihrer Seite gestanden. Aber ich wußte natürlich, daß sie vor dem Gesetz keinen Anspruch auf das Kind hatte. Es lag kaum etwas vor, das Grund genug gewesen wäre, der Mutter die elterliche

Gewalt zu entziehen. Ich vermutete aber, daß sie in Wirklichkeit ziemlich bald von Max genug haben würde. Deshalb regte ich – bevor

die ganze Sache der Vormundschaftsbehörde unterbreitet wurde – einen Ferienaufenthalt des Buben bei der Mutter an. Frau E. konnte

Der kleine Familienfilm

von Hans Moser



Frau sieht, wie ein Leintuch nur noch mit einem Zipfel an Wäscheleine hängt. Mann erklärt, er will die Sache in Ordnung bringen.



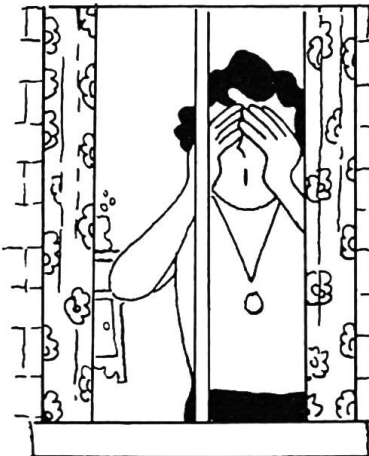
Mann geht hinaus und sucht vergeblich fehlende Wäscheklammer. Versucht, Leintuch mit Wäscheklammer zu befestigen, die das Leintuch daneben festhält. Frau befürchtet das Schlimmste.



Während dieser Operation macht sich auch ein Ende des andern Leintuches frei und streift den Boden. Frau ist entsetzt.



Zweite Wäscheklammer löst sich. Mann hascht nach ihr, wobei ihm der Zipfel des Leintuches entgleitet. Nimmt eine Klammer, die ein Hemd hält, worauf auch dieses zu Boden fällt.



Während er Hemd aufnehmen will, tritt er auf Leintuch, so dass dieses auf den Boden fällt. Frau leidet Höllenqualen.



Schliesslich gelingt es ihm, das Hemd aufzuhängen, das Leintuch sowie das Ende eines Handtuches mit einer Wäscheklammer zu befestigen. Wirft Frau am Fenster triumphierenden Blick zu.

natürlich nicht die ganze Zeit auch Ferien machen und so blieb Max leider manchen Tag sich selbst überlassen. Für ihn war diese Erfahrung nicht gerade günstig. Aber für Frau E. war sie heilsam. Früher als vorgesehen ging sie selber zu den Pflegeeltern, die den Buben gern wieder aufnahmen und jetzt mit uns zusammen sogar gewisse Regeln des gegenseitigen Kontaktes aufstellen konnten, die die Mutter freiwillig annahm. Weitere Maßnahmen erübrigten sich in der Folge, und später habe ich Max und sein Geschick aus den Augen verloren.

Zum Schluß möchte ich noch von meinem liebsten «Fall», der allerdings sehr unberuflich verlief, erzählen. Fräulein U. weinte schon, bevor sie mein Büro recht betreten hatte. Vollständig aufgelöst erzählte sie, daß sie ein Kindlein erwarte, und daß sie nun kaum mehr wage heimzugehen. Ihr Vater, eine ziemlich bekannte Persönlichkeit, habe getobt und gewütet. Er verlange, daß sie den Vater des Kindes sofort heirate, damit die Ehre gerettet sei. Die Mutter sei weniger böse, schaue sie aber ununterbrochen so teilnahmsvoll an, daß das noch schlimmer zu ertragen sei. Auch die Geschwister distanzieren sich fühlbar. Ich konnte mir das alles gut vorstellen, denn es handelte sich um eine bekannte Familie mit festen Prinzipien. Ob sie denn nicht heiraten wolle, fragte ich Fräulein U. Sie möchte schon, aber je mehr sie sich die Sache überlege, desto unsicherer werde sie. Der Vater des Kindes war eine leidenschaftliche Natur. Fräulein U. hatte sich sehr in ihn verliebt und erst jetzt, wo sie sich mit der Tatsache einer Heirat auseinandersetzen mußte, gewann sie einen klaren Kopf und schien Bedenken zu haben. Sie hatte Vertrauen zu mir gefaßt und wollte meine Meinung über den Mann hören. Deshalb machten wir einen kleinen privaten Exkurs. Ich ging als Freundin von Margrit U. mit zu einem Rendez-vous. Ihr Freund führte uns in ein Lokal, wo cabarettistische Unterhaltung geboten wurde. Die vierundzwanzigjährige Margrit im braven Kleidchen und den ordentlichen Dauerwellen sah eigentlich etwas komisch aus neben ihrem raffiniert angezogenen Begleiter. Die bernsteinerne Zigarettenspitze und das mondän behagene Armband vermochten den Eindruck nicht zu ändern. Sie hatte jetzt auch die Augenbrauen betont und den Augenschatten ungeschickt benutzt. Möglich, daß meine Anwesenheit sie unsicher machte.

Trotzdem unterhielten wir uns ganz leidlich. Wir entdeckten unsere gemeinsame Liebe zu Griechenland und fanden weitem Gesprächsstoff über neuen Jazz, Kunstausstellungen und Cabarets. Jetzt war Margrit wieder ganz im Banne ihres Freundes, der sie mit gekonnter Aufmerksamkeit umgab. Aber auch für mich fiel noch einiges ab. So viel jedenfalls, daß ich Lust auf ein kleines Spielchen bekam. Vor dem Heimgehen war ich ein paar Minuten mit Margrits Freund allein in der Garderobe. Er wollte die Gelegenheit benützen und mir einen Kuß geben. Damit wußte ich natürlich genug. Margrit kam anderntags noch trunken vom gestrigen Umsorgt- und Geliebtsein aufs Büro. Ihre frühere Unsicherheit deckte sie mit Bergen schöner Aussagen zu. Dann fragte sie mich um meine Meinung. Ich sagte ihr einfach, es sei nett gewesen. Ein paar Tage später würde sie ja wieder vorbeikommen. Diesmal war sie stiller. Wir sprachen unter anderem über die Nützlichkeit von Zigarettenspitzen und die Unbequemlichkeit großer Anhänger an den Armbändern. Es kam wie es kommen mußte. Margrit lachte plötzlich und sagte, daß ihr Freund ihr solche Dinge geschenkt habe. Eigentlich möge sie sie gar nicht. Und dann kam es über sie wie ein Sturzbach. Alles fiel von ihr ab. Sie wußte, daß sie Lokale, wie wir eines besucht hatten, nicht mochte, daß Jazz sie langweilte, daß ihr Augenschatten nicht stand und daß sie eigentlich eine Vorliebe für Männer mit Schnürschuhen und soliden Konfektionsanzügen hatte. Damit war ihr klar geworden, daß ihre «Liebe» vor allem ein kleiner Ausflug in die Welt einer falschen Romantik gewesen war, allerdings ein sehr folgenschwerer.

Margrit mußte jetzt die Konsequenzen auf sich nehmen. Sie mußte sich zuerst einmal der Familie gegenüber behaupten, was übrigens nicht allzu schwer war, da die Eltern nach der ersten Aufregung einsichtiger wurden. Trotzdem war es besser, wenn Margrit aus dem Ort wegkam. Wir fanden einen guten Platz bei einer verständigen Familie. Da wollte es das Geschick, daß Margrit gerade dort und in ihrer schwierigen Lage den Mann fand, der sie ehrlich liebte. Es folgte bald eine Hochzeit und eine Taufe. Ich habe dabei ein Patenkind und liebe Freunde gewonnen. Von jenem Kußversuch habe ich Margrit erst erzählt, als sie wegen ein paar «spießigen» Gewohnheiten ihres Mannes ein bißchen schimpfen wollte.